

«Uns blieb nicht viel Zeit»

Der Megger Armin Brunetti überlebte vor 60 Jahren den Untergang der MS Carona. Das Rettungsboot steht heute im Verkehrshaus.

Caroline Mohnke

«Als 12-Jähriger las ich die Bücher von Jack London und da schlummerte in mir der sehnlichste Wunsch, zur See zu gehen», erzählt der heute 77-jährige Megger Armin Brunetti. Als er geboren wurde, seien seine Eltern bereits in den 40ern gewesen. Man stelle sich das zu dieser Zeit vor, sagt er lachend. Er sei der jüngste von drei Brüdern gewesen und in Windisch und Brugg aufgewachsen.

Mit 15 Jahren ging er mit seinem Seesack zur Reederei und wurde alsbald in der Seemannskartei als «Kochsjunge», «Decksjunge» und «Messejunge» aufgeführt. 1964 kam es zur verhängnisvollen Fahrt mit der MS Carona. Der Linienfrachter war von Bremen nach Antwerpen unterwegs. «Uns blieb nicht viel Zeit», blickt der einstige Seemann bald 60 Jahre später zurück und zeigt auf ein Foto eines schönen, jungen Mannes auf hoher See: Brunetti als 18-Jähriger vor dem Unglück.

«Es ist ein Wunder»

«Es war alles nebelverhangen an diesem 28. Februar 1964, wir hatten keine Sicht mehr», beschreibt er den Moment vor

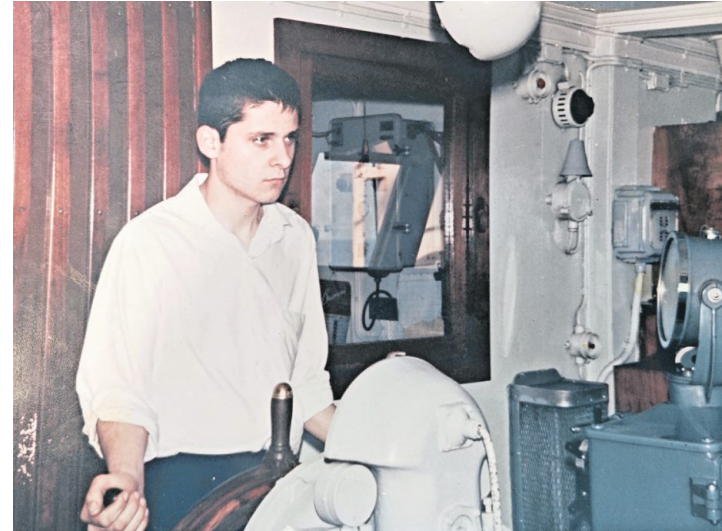


Der Megger Armin Brunetti. Rechts: Ein paar Tage vor dem Untergang als 18-Jähriger auf der der MS Carona.

dem grossen Knall. Er sei am Essen zubereiten gewesen, als die MS Carona gerammt wurde von einem liberianischen Tanker. Letzterer stiess später auch noch in einen deutschen Frachter. «Ich habe nur noch funktioniert wie alle anderen auch», erzählt Brunetti. Er sei die Treppe runtergerannt und habe alle Schlafenden geweckt. Weder Angst noch Panik hätten in so einem Moment Platz. Das kenne ein Seemann sowieso nicht, sagt er lachend. Das Unglück geschah vor der niederländischen Insel Terschelling,

die MS Carona sank innert rund 30 Minuten.

«Seeleute sind sich gewohnt an raue Winde und peitschende, hohe Wellen», erzählt Brunetti und fügt an: «Es ist ein Wunder, dass alle 32 Mann Besatzung es auf das Rettungsboot, das heute im Verkehrshaus Luzern ausgestellt ist. «Alle 32 Namen sind eingraviert», erzählt der ehemalige Schiffbrüchige. «Wir standen eng aneinander im Rettungsboot bei klirrender Kälte und dichtem Nebel.» Nur der Kapitän hatte eine leise Ahnung,



Bilder: Caroline Mohnke/zvg

in welche Richtung es geht. Sie ruderten stundenlang zum Feuerschiff Terschellingbank, mit dem sie dann sicher an Land gebracht wurden.

Armin Brunetti war gerne Seemann. «Die Kollegialität schätzte ich sehr», erzählt er. Er sei auf vielen Schiffen gewesen. An eines erinnert er sich besonders gerne: «Ich wollte auf einen Schwedenfrachter und wurde gefragt, ob ich Schwedisch könne.» Mit der Frage: «Har du en öl?» sei er sofort willkommen geheissen worden an Bord. Es bedeute so viel wie «hast du ein

Bier?»). Ein anderes Ereignis blieb ihm auch unvergesslich: «Wir steckten vier Tage und Nächte in einem tosenden Sturm fest und kamen keinen Meter weiter.» Auch dort seien keine Ängste aufgetaucht. Es habe sie nur geärgert, dass sie nicht mehr an erster Stelle waren zum Einfahren, sondern an vierter.

Von der See in die Lüfte

Nach 15 Jahren Seefahrt bewarb Brunetti sich bei der damaligen Swissair und bekam eine Anstel-

lung als Steward. Seine Sprachgewandtheit kam ihm zugute. Er spricht nebst Deutsch Italienisch, Englisch, Französisch und Schwedisch. «Das war im Gegensatz zur See wie im Paradies», erinnert er sich zurück. «Wir logierten in den nobelsten Unterkünften und ich sah noch mehr von der Welt.»

Nach Abenteuern auf der See und in den Lüften wagte Brunetti mit über 50 Jahren noch einen Neustart und machte das Wirtepatent. Er habe vielen Freunden ausgeholfen und bis vor drei Jahren in Wolhusen ein Thai-Restaurant geführt. Doch nun sei er bald 80 und wolle nur noch geniessen. Er habe in seinem Leben viel gesehen. Falls er den runden Geburtstag erlebe, ziehe es ihn nach Sopra Ceneri.

Mit diesem Ort verbindet Brunetti schöne Kindheitserinnerungen, er habe dort jeweils seinen Grossvater besucht, erzählt der ehemalige Seemann und Maître de Cabine mit dem tätowierten Anker auf dem Arm. «So einen Anker musste sich früher jeder verewigen lassen, wenn er zur See ging, damit er identifizierbar ist.» Dafür, dass er Glück hatte und mit 31 anderen überlebt hat, ist er heute noch dankbar.